

dot:  
books

ALEXANDRA  
JONES

Der *Klang* der  
neuen *Welt*

ROMAN



### *Über dieses Buch:*

Um der Hungersnot Irlands zu entkommen, muss die junge Louise Duigan 1896 mit ihrer Familie die gefährliche Reise nach Amerika wagen. Doch schon vor ihrer Ankunft schlägt das Schicksal erneut zu: Durch ein Unglück sinkt das Schiff, und nur Louise und ihre Schwester können sich gemeinsam an Land retten. Fest entschlossen, für sich und Meg ein neues Leben aufzubauen, nimmt Louise in Ohio eine Stelle als Dienstmädchen im Haus des Gouverneurs an. Hier trifft sie auf den aufstrebenden Juristen Robert du Pré, dessen warmes Lächeln ihr Herz bald höherschlagen lässt. Auch Robert scheint ihre Gefühle zu erwidern – doch als Neffe des zukünftigen Präsidenten wird von ihm eine vorteilhafte Heirat erwartet. Als er schließlich auch noch für einen Auftrag ins ferne Kuba reisen muss, ist Louise der Verzweiflung nah ... Werden sie und Robert sich je wiedersehen?

### *Über die Autorin:*

Die britische Autorin Alexandra Jones wurde in Indien geboren, wo ihre britischen Eltern die letzten Tage der Kolonialherrschaft erlebten und Indien und Pakistan unabhängig wurden. Auf britischer Seite setzte sie setzt sich für Pakistans Übergang zu einem eigenständigen Staat ein. Später kehrte sie mit ihrer Familie nach England zurück und lebt heute mit ihrem Mann und drei Söhnen in Devon. Sie ist Autorin von zahlreichen historischen Romanen, die in verschiedene Sprachen übersetzt wurden.

Ebenfalls bei dotbooks erschienen sind ihre historischen Romane »Das Vermächtnis von Kilmorna House«, »Samsara - Eine Liebe am Ende der Welt«, »Indara - Über den goldenen Dächern von Siam«, »Mandalay - Der Traum von Freiheit«, »In den Weinbergen von Vinarosa« »Die

englische Ärztin«, »Glengarth - Jahre des Schicksals«, »Glengarth - Zeiten der Hoffnung«, »Glengarth - Tage des Glücks«, »Der Sommer vor dem Sturm« und »Die englische Goldschmiedin«.

\*\*\*

eBook-Neuausgabe April 2022

Die englische Originalausgabe erschien erstmals 2005 unter dem Originaltitel »Birds of Passage«. Die deutsche Erstausgabe erschien 2006 unter dem Titel »Das Versprechen des Glücks« bei Bastei Lübbe.

Copyright © der englischen Originalausgabe 2005 by Alexandra Jones

Published by Arrangement with Alexandra Jones

Copyright © der deutschen Erstausgabe 2006 Bastei Lübbe GmbH & Co. KG, Köln

Copyright © der Neuausgabe 2022 dotbooks GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden. Titelbildgestaltung: Nele Schütz Design unter Verwendung von shutterstock/Serg Zastavkin, randy andy, Sundry Photography

eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH (mm)

ISBN 978-3-98690-203-2

\*\*\*

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie,

dass Sie damit ausschließlich ein Leserecht erworben haben: Sie dürfen dieses eBook – anders als ein gedrucktes Buch – nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist – wie der illegale Download von Musikdateien und Videos – untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: [info@dotbooks.de](mailto:info@dotbooks.de). Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

\*\*\*

In diesem eBook begegnen Sie möglicherweise Begrifflichkeiten, Weltanschauungen und Verhaltensweisen, die wir heute als unzeitgemäß oder diskriminierend verstehen. Bei diesem Roman handelt es sich um ein rein fiktives Werk, das vor dem Hintergrund einer bestimmten Zeit spielt oder geschrieben wurde – und als solches Dokument seiner Zeit von uns ohne nachträgliche Eingriffe neu veröffentlicht wird. Diese Fiktion spiegelt nicht unbedingt die Überzeugungen des Verlags wider.

\*\*\*

Sind Sie auf der Suche nach attraktiven Preisschnäppchen, spannenden Neuerscheinungen und Gewinnspielen, bei denen Sie sich auf kostenlose eBooks freuen können? Dann melden Sie sich jetzt für unseren Newsletter an:

[www.dotbooks.de/newsletter](http://www.dotbooks.de/newsletter) (Unkomplizierte Kündigung-  
per-Klick jederzeit möglich.)

\*\*\*

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere Bücher aus unserem Programm. Schicken Sie einfach eine eMail mit dem Stichwort »Der Klang der neuen Welt« an: [lesetipp@dotbooks.de](mailto:lesetipp@dotbooks.de) (Wir nutzen Ihre an uns übermittelten Daten nur, um Ihre Anfrage beantworten zu können - danach werden sie ohne Auswertung, Weitergabe an Dritte oder zeitliche Verzögerung gelöscht.)

\*\*\*

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.dotbooks.de](http://www.dotbooks.de)  
[www.facebook.com/dotbooks](http://www.facebook.com/dotbooks)  
[www.instagram.com/dotbooks](http://www.instagram.com/dotbooks)  
[blog.dotbooks.de/](http://blog.dotbooks.de/)

***Alexandra Jones***  
**Der Klang der neuen Welt**

Roman

Aus dem Englischen von Ulrike Werner

dotbooks.

Für Dennis, der mich stets beflügelt hat

**April 1896**

## Kapitel 1

Das Gedränge in der Menschenmenge, die an Bord der *SS Cormorant* strömte, wurde schier unerträglich. Louise klemmte sich ihre Strohmattlatze unter den Arm und griff nach der Hand ihrer Schwester Meg, was dieser nicht zu gefallen schien.

»Ich kann ganz gut auf mich selbst aufpassen, Louise«, meuterte die Vierzehnjährige.

»Wir müssen zusammenbleiben, Meg. Wenn du in diesem Getümmel verloren gehst, werden wir dich nie und nimmer wiederfinden.«

»Ich gehe schon nicht verloren!« Meg entdeckte ihre Brüder ein gutes Stück voraus. »Hör endlich auf, dir wegen solcher Kleinigkeiten Sorgen zu machen. Du behandelst mich wie ein kleines Kind. Und jetzt komm, sonst fährt das Schiff ohne uns.«

»Wir müssen auf Vater warten!« Ängstlich blickte Louise sich um, doch er war längst von der Menge verschluckt worden.

Thomas Duigan hielt fünf bezahlte Schiffspassagen und die vom Emigrationskomitee ausgestellten Gesundheitszeugnisse in der Hand. Er wusste, wie streng die amerikanischen Einwanderungsbehörden waren, was die Gesundheit der Immigranten betraf. Ehe er und seine Familie die nötigen Papiere zur Ausreise aus Irland erhalten hatten, mussten sie sich nicht nur einer entwürdigenden Untersuchung unterziehen, sondern auch ihre Haare auf Läuse absuchen lassen. Und auf Ellis Island würde man sie wahrscheinlich noch einmal und zudem gründlicher unter die Lupe nehmen.

Aber bis dahin würde noch viel Zeit vergehen; ein Schritt nach dem anderen, lautete seine Devise. Die Papiere seiner Familie waren in Ordnung und trugen den offiziellen Stempel, der ihnen Zugang zum Schiff gewährte. Er seufzte erleichtert.

Weit voraus entdeckte Thomas seine Sprösslinge. Patrick, sein ältester Sohn, überragte die Menge um Haupteslänge. Jon hingegen war eher stämmig. Louise, Pats Zwillingschwester, hatte die kleine Meg im Schlepptau und bemühte sich, den Anschluss an ihre Brüder nicht zu verlieren. Sie alle trugen eine Strohmattentze und einen kleinen Pappkoffer bei sich – mehr Gepäck war an Bord nicht gestattet. Ehe sie New York erreichten, würden sie die Mattentzen über Bord werfen müssen, weil die amerikanischen Einreisebehörden aus Angst vor Cholera und anderen in Europa grassierenden Krankheiten den »*Import infizierten Materials in die Vereinigten Staaten*« verboten hatten.

Doch Thomas empfand nichts als Dankbarkeit, dass sie endlich auf dem Weg waren. Viele Wochen hatte er gebraucht, um sich zu dieser Entscheidung durchzuringen. Die Tränen und Ängste während der langen Krankheit seiner Frau, ihr Tod und ihre Beerdigung, der Schmerz darüber, seinem geliebten Irland und seiner vergötterten Schwester Eliza den Rücken kehren zu müssen – das alles sollte jetzt der Vergangenheit angehören. Mit Eifer und voller Hoffnung wollte er sein neues Leben in beide Hände nehmen. Gestern war vorbei. Das Leben würde in einem neuen Land weitergehen.

Wahrscheinlich würde er Eliza zwischen all den winkenden Leuten am Kai von Dublin gar nicht ausfindig machen können, dachte Thomas und schwor sich hoch und heilig, dass er Eliza und ihre Familie nachholen würde, sobald er sich in New York mit seinen Kindern ein sicheres Auskommen geschaffen und eine Bleibe gefunden hatte. Und dann würden sie als ganze Familie in der Neuen Welt

durchstarten, wie so viele Iren, die vor der Unterdrückung durch die englische Oberschicht geflohen waren.

Thomas drängte sich neben seine Kinder an die Reling und suchte den Kai nach Eliza ab.

»Da drüben ist sie, Vater!« Louises scharfe Augen hatten die Tante entdeckt. »Neben dem Mann mit der Drehorgel.« Keiner von ihnen konnte die sehnsüchtigen Klänge von *Achusla Mine* hören, an Bord herrschte viel zu viel Getöse. Trotzdem winkten Thomas und die Kinder eifrig und warfen Kuschhände, bis die *Cormorant* in einer dicken, schwarzen Qualmwolke und unter dem Heulen aller Sirenen langsam vom Kai ablegte und in die Irische See hinausfuhr.

Die Leute am Hafen jauchzten; an Bord des Schiffes hingegen breitete sich eine merkwürdige Stille aus. Auch Thomas schnürte der Abschiedsschmerz fast die Luft ab. So Gott wollte, warteten auf der anderen Seite des Ozeans ein glücklicheres Leben und vielleicht auch bescheidener Wohlstand. Zum Wohle seiner Kinder hatte er sich zu diesem Schritt entschlossen. Patrick, Jonathan, Louise und Margaret sollten es eines Tages besser haben. Ihre Zukunft lag in New York, jener Stadt, die aus den zerbrochenen Träumen der Iren von nie erfüllten englischen Versprechen erbaut worden war. Thomas' Herz jedoch würde für immer in Irland zurückbleiben.

Langsam verschwanden die ausgedehnten Strände Dublins im Dunst. Auch den Poolbeg-Leuchtturm hatte die *Cormorant* längst hinter sich gelassen. Nur schwer trennten sich die Duigans von den letzten Ausblicken auf ihre Geburtsstadt. Schließlich wischte sich Thomas die Augen, schnäuzte sich und steckte entschlossen sein Taschentuch in die Tasche.

»Los, Kinder, lasst uns unsere Unterkünfte suchen. Doch zunächst wollen wir Gott dafür danken, dass er uns einen neuen Start in einer neuen Welt ermöglicht, und darum bitten, dass wir eines Tages, sobald wir unseren Platz in der Quäker-Mission in New York gefunden haben, wieder

glücklich mit Tante Eliza und ihrer Familie vereint werden.« Und dann sprachen sie gemeinsam das Gebet des Herrn: »*Vater unser, der du bist im Himmel, geheiligt werde dein Name, dein Reich komme, dein Wille geschehe ...*«

An Bord der *Cormorant* war es nicht nur äußerst beengt, sondern die Bedingungen waren auch alles andere als gesundheitsfördernd. Doch damit mussten sie sich abfinden. Passagiere im Zwischendeck durften keine großen Ansprüche stellen. Thomas, Patrick und Jon waren in den Schlafräumen für Männer untergebracht. Ohrenbetäubender Maschinenlärm machte die heiße, stickige Luft noch unerträglicher.

Louise und Meg hatten ihre Schlafplätze in den Frauen-Quartieren ein Deck höher. Primitive hölzerne Kojen standen in Abständen von fünfzig Zentimetern und boten weder Raum für persönliche Habe noch für Bewegung; insgesamt gab es auf dem Schiff vier solcher Schlafräume, die insgesamt fünfzig Frauen beherbergten.

Die ersten Tage nach der Abreise aus Dublin waren die schlimmsten. Man versuchte, sich auf dem Schiff zurechtzufinden und sich der ungewohnten Umgebung anzupassen. Die meisten Passagiere lagen seekrank in ihren Kojen. Louise und Jon entgingen zwar der Seekrankheit, handelten sich damit aber nur unerfreuliche Aufgaben ein: Louise musste die Schlafräume der Frauen säubern, während Jon zum Schrubben des Decks herangezogen wurde.

So mancher Passagier ging ernsthaft mit sich ins Gericht, ob er die Qualen überhaupt bis New York ertragen wollte. Doch irgendwo mitten auf dem Atlantik schienen sich Schiff und Wetter aufeinander eingespielt zu haben, und allmählich beruhigten sich auch die Mägen. Man konnte auf den oberen Decks spazieren gehen und sich die

salzige Meeresluft um die Nase wehen lassen, die den grässlichen Gestank der überfüllten Schiffsäle und alle Teilnahmslosigkeit fortspustete. Das Schlimmste schien überstanden.

»Salz-Rind, Salz-Schwein, Salz-Fisch!«, beschwerte sich der fünfzehnjährige Jon, der sich beinahe die Zähne ausbiss bei dem Versuch, die zähen Streifen zu kauen, die den Passagieren des Zwischendecks als Mahlzeit angeboten wurden. »Und das Wasser sollte man lieber auch nicht trinken. Es ist voller Maden und Würmer.«

Pat wirkte, ganz im Gegensatz zu seiner gesunden und munteren Zwillingschwester Louise, bleich und ausgezehrt. Immer noch nagte ein flaues Gefühl an seinem Magen. Als das Schiff sich seitwärts neigte, schnappte er im letzten Augenblick nach Teller und Löffel, die über den Holztisch davonzuschlittern drohten. Er verspürte weder Appetit auf irgendetwas Gesalzenes, noch hatte er Lust auf eine Auseinandersetzung mit seinem jüngeren Bruder. »Hör auf zu meckern, Jon, iss einfach!«

Ein anderer Passagier, ebenfalls Ire, nickte und zwinkerte den beiden hübschen Mädchen zu. »Wisst ihr, ich wünschte auch, endlich wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Dieser alte Kahn bringt mich noch um den Verstand. Und wenn ich Pfarrer wäre, würde ich einen Rosenkranz für unsere verlorenen Seelen beten.«

»Bruder, das Ende ist nahe!«, erwiderte Jon streng wie ein Prophet aus dem Alten Testament. Er ging Patrick auf die Nerven, genau wie der gesamte Rest der Zwischendeckpassagiere, die immer wieder in Selbstmitleid über ihre Situation versanken; jeder von ihnen hätte wissen können, dass man bei einer derart billigen Schiffspassage nicht auf Rosen gebettet sein würde. Und es war verdammt noch mal ihr eigener Wunsch gewesen, so preiswert wie möglich ins Land ihrer Träume zu reisen!

»Mir hat von Anfang an nicht gefallen, wie sie im Wasser liegt«, nörgelte Jon weiter.

»Wer liegt im Wasser?« Klein-Meg wischte ihren Zinnteller mit einem Kanten Roggenbrot aus. In den letzten Tagen war ihr Appetit zurückgekehrt. Thomas nannte seine Jüngste »Klein-Meg«, als Unterscheidung zu ihrer Mutter, die ebenfalls auf den Namen Margaret gehört hatte. Louise lächelte ihre Schwester mütterlich an.

»Dieser widerliche alte Kahn«, grunzte Jon. »Er liegt viel zu tief im Wasser.«

»Was erwartest du bei immerhin fünfhundert Passagieren«, fragte Patrick.

»Mehr Entgegenkommen von Seiten der amerikanischen Regierung. Für siebzig Shilling pro Ticket hätte die Cade-Armoy Steamship Company wirklich etwas Besseres auf den Tisch bringen können. Was ist überhaupt diese Cade-Armoy Steamship Company? Ich habe noch nie von ihr gehört.«

»Es gibt eine Menge Dinge, von denen du in deinem jungen Leben noch nie etwas gehört hast, Jon«, wies Pat ihn zurecht. »Und jetzt hör auf zu lamentieren, setz dich hin und iss.«

»Vater hätte uns die Cunard Line gönnen sollen.«

»Und sechs Guineen pro Ticket ausgeben? Das Geld ist als Anfangskapital für New York besser angelegt, und das wusste er.«

»Ach ja, New York! Der goldene Traum!«, sagte Jon hungrig und niedergeschlagen. Die Seereise hatte all seine Erwartungen enttäuscht. »Ich wünschte, wir wären in Dublin geblieben. Wir waren zwar arm und mussten ein Heidengeld an die Engländer bezahlen, aber wir wussten wenigstens, woran wir waren.«

»Es liegt an uns, unsere Träume zum Leben zu erwecken«, sagte Patrick, »sonst können wir sie gleich aufgeben. Was zum Beispiel möchtest du mit dem Rest deines Lebens anfangen, Kleiner?«

»Möglichst schnell reich werden«, kam die Antwort wie aus der Pistole geschossen. »Und vor allem nicht als armer Prediger enden, so wie du, Bruderherz!«

»Schluss damit jetzt!« Louise, die bisher still zugehört hatte, warf ihren Brüdern einen finsternen Blick zu. Die ewigen Streitereien der beiden gingen Louise gehörig auf die Nerven. Eigentlich waren sie liebe Kerle, vielleicht waren sie einander einfach zu ähnlich. Sowohl Pat als auch Jon hatten dunkles Haar und blaue Augen, und obwohl ihre Bewegungen noch eine sehr jugendliche Schlaksigkeit aufwiesen, musste Louise zugeben, dass beide extrem gut aussahen – mit diesem Aussehen aber auch ordentlich kokettierten. Pat war groß, dunkel und hübsch und Jon ... nun, er war etwas weniger groß, aber ebenfalls dunkel und hübsch. Ihr scharfer irischer Witz konnte allerdings durchaus auch nach hinten losgehen. Sie hielten sich zwar für Männer, benahmen sich aber oft wie Kinder. »Wo ist Vater? Wenn er nicht bald auftaucht, bekommt er nichts mehr zu essen.«

»Er liegt auf dem Strohsack, den er inzwischen mit ganzen Legionen von Läusen und Wanzen teilt, und liest seine Bibel. Du weißt doch, unser Vater lebt nicht vom Brot allein ...«

Patsch! Die Ohrfeige saß. Pat würde Jon schon lehren, nicht respektlos über seinen Vater zu sprechen. Louise stand auf und stellte sich erneut in der Warteschlange an der Essensausgabe an. Dieses Mal für ihren Vater.

Interessiert beäugte der Kombüsen-Stewart das junge Mädchen, und seine Lippen formten sich zu einem ziemlich eindeutigen Lächeln. Da konnte man schon Appetit bekommen, allerdings nicht auf den angebotenen Fraß. Pat und Jon vergaßen ihren Streit und wurden aufmerksam. Wie konnte dieser Schwerenöter es wagen, Louise derart lüsterne Blicke zuzuwerfen, ohne auch nur den geringsten Hehl daraus zu machen?

Sie ist wirklich eine Augenweide, diese Louise Duigan, dachte der Mann, der die Macht über die Mahlzeiten besaß. Mit ihrer glänzenden, vom Wind zerzausten Kastanienmähne und den nach einem Deckspaziergang geröteten Wangen stach sie die durchweg hässlichen Weiber aus, die sonst noch im Zwischendeck logierten. Rauchblaue Augen, Stupsnase, ein süßer, verlockender Mund und sanft gerundete, hoch angesetzte Brüste unter dem billigen Stoff ihres Kleides – seine hungrigen Augen saugten jedes Detail auf. Diese Louise war auf jeden Fall das Beste, was das Zwischendeck zu bieten hatte.

Stewart Gibbing beschloss, ihr seine Macht zu demonstrieren. »Heda, Miss, Nachschlag gibt es hier nicht. Der steht nur Passagieren auf dem Oberdeck zu.«

»Es ist für meinen Vater.«

»Verschwinden Sie, Miss.«

Aber Louise blieb dickköpfig stehen. Zumindest versuchte sie es. Eine plötzliche Woge jedoch brachte das Schiff in Schräglage, und alle, die noch in der Schlange angestanden hatten, purzelten durcheinander. Gibbing ergriff die Gelegenheit beim Schopf. Er half Louise auf die Beine und murmelte dicht an ihrem Ohr: »Wenn Ihr Vater nicht zu den Mahlzeiten erscheint, dann bekommt er eben nichts zu essen. Es sei denn ...«

»Es sei denn was?« So schnell ließ Louise sich nicht einschüchtern.

»Sie könnten mir einen Gefallen tun, Mademoiselle.«

»Was für einen Gefallen?«

Aha, sie spielte also das Unschuldslamm. »Kommen Sie heute Abend auf das Oberdeck, dann werden Sie es erfahren. Und kein Sterbenswörtchen – zu niemandem.« Gibbing schaufelte einen ganzen Berg Essen in eine Schüssel. »Hier, das ist für Ihren Vater, den Quäker-Prediger.«

»Ich glaube, lieber würde er verhungern. Und ich würde mich eher mit dem Leibhaftigen treffen als mit Ihnen.«

Louise machte auf dem Absatz kehrt und rannte hinaus. Gibbing lachte, bis ihm die Tränen kamen. Seine Kollegen, die nicht alles mitbekommen hatten, erkundigten sich neugierig nach dem Grund für seine Heiterkeit. Alle amüsierten sich königlich über die strengen religiösen Prinzipien der jungen Irin.

Doch sie hatten ihre Rechnung ohne Pat und Jon gemacht. Wie zwei Racheengel standen die Brüder plötzlich vor der Küchen-Crew. »Was ist so witzig an unserer Schwester?«

»Das geht euch nicht die Bohne an, ihr Inselaffen!«

Erst Mr Charles O'Duffy, dem Vertreter der Schifffahrtslinie Cade-Armoy an Bord, gelang es, die Kampfhähne zu trennen. Da Pat und Jon den Streit begonnen hatten, wurden sie für einen halben Tag in den Frachtraum eingesperrt. Den Küchenjungen wurde ein Tageslohn einbehalten, weil sie sich mit Passagieren gestritten hatten.

Bevor seine beiden Söhne in ihr Behelfsgefängnis gesperrt wurden, redete Thomas ihnen ins Gewissen. »Wie oft habe ich euch schon gesagt: ein guter Quäker kämpft nicht!«

»Dann sind wir eben schlechte Quäker«, erklärte Jon und bekam die nächste Ohrfeige. Als Quäker-Prediger war es für Thomas eine gottgegebene Pflicht, seine Nachkommen zu züchtigen, wann immer er es für nötig hielt.

Als sich die Augen der Jungen an das Dämmerlicht des Frachtraums gewöhnt hatten, erkundete der stets abenteuerlustige Jon das Terrain. Bald schon hatte er eine Sturmlampe nebst zugehörigem Feuerzeug gefunden. Nachdem er die Lampe angezündet hatte, begutachtete er interessiert die neue Umgebung, wo zwischen ächzenden Holzbalken und beweglichem Ballast Ratten umherhuschten. Jon jedoch ließ sich davon nicht beeindrucken. »Hier muss es irgendetwas Nahrhaftes geben«, flüsterte er seinem Bruder zu, der bei der

Schlägerei ein blaues Auge und ein blutiges Kinn davongetragen hatte. »Die Ratten sind so fett wie englische Politiker. Ich habe einen Bärenhunger, Pat. Komm, wir machen uns auf die Suche. Schiffsbiskuits sind allemal besser als dieses salzige Zeug, das wir ständig herunterwürgen müssen. Ich vermute übrigens, dass sie uns die Haut von wilden Büffeln servieren.«

Pat grunzte wie so oft nichts sagend.

Sie fanden zwar jede Menge Konserven, leider jedoch keinen Büchsenöffner. Als Nächstes stießen sie auf französischen Cognac und irischen Whiskey, den sie allerdings als überzeugte Quäker sehr zu Jons Leidwesen nicht anrühren durften – aber Pat blieb unerbittlich.

»Hey, sieh dir das einmal an!« Jon hatte einige große Holzkisten etwa in der Größe von Särgen entdeckt. »Könntest du bitte die Lampe herüberbringen? Was glaubst du, was da drin ist?«

»Leichen? Gewehre? Rosenkränze? Woher soll ich das wissen?« Patricks von Fäusten malträtiert Magen brannte wie Feuer, und auch sein Kinn schmerzte – allerdings weniger als sein gekränkter Stolz. Er fand es überhaupt nicht witzig, wie ein Schuljunge in den Karzer gesperrt worden zu sein. »Wahrscheinlich haben sie es auf uns abgesehen, weil wir die einzigen Nicht-Katholiken an Bord sind.«

»Quatsch! Religion und Handel haben nichts miteinander zu tun«, schimpfte Jon. »Komm lieber her und hilf mir, die Kiste aufzubrechen.«

»Lass es sein, Jon.«

»Ganz bestimmt nicht. Ich will jetzt wissen, was da drin ist. Die Dinger sind unglaublich schwer. Jede Wette, wegen der Kisten da liegen wir viel zu tief im Wasser!«

»Lass es sein, Jon.«

»Nicht, ehe ich nicht weiß, was Cade-Armoy außer irischen Immigranten sonst noch nach Amerika bringt.«

Jon machte sich auf die Suche nach einem Werkzeug, mit dem er den Deckel der Kisten aufbrechen konnte. Er fand zwar allerlei Geräte, aber nichts wirklich Passendes. Schließlich stieß er auf eine Eisenstange. Mit viel Mühe stemmte er den Deckel der ersten Kiste hoch, der mit langen Eisennägeln befestigt war.

»Leichen!«, keuchte er.

»Was?« Entsetzt sah Pat seinen Bruder an.

»Leichen!«, wiederholte Jon.

»Echte Leichen?«

»Na ja, Fischleichen!«, grinste Jon. »Mein Gott, stinkt das!« Er tat, als müsse er würgen.

Nun wagte auch Pat einen Blick in die Kiste. »Tja, so ist es nun einmal. Stockfisch stinkt eben.«

»Klar. Aber hast du gewusst, dass man Stockfisch in mit Eisennägeln verschlossenen Särgen transportiert, die so schwer sind, dass man sie allein nicht heben kann?« Jon kratzte an der weißen Salzsicht, die über dem Stockfisch ausgebreitet war. »Da muss etwas Schweres drunter sein. Komm Pat, hilf mir mal!«

Vorsichtig entfernten die Brüder das Salz. Nach einiger Zeit und vielen toten Fischen stießen sie auf eine schützende Lage Sackleinen, unter der sie sorgfältig verpackte, längliche Blöcke fanden. Die Blöcke waren schwer, geradezu unglaublich schwer. Nur mit viel Mühe gelang es Patrick, einen der Blöcke aus der Kiste zu hieven und auszupacken. Doch was er entdeckte, verschlug ihm fast die Sprache. »Allmächtiger«, flüsterte er. »Wir haben einen Schatz entdeckt.« In der Hand hielt er einen knapp acht Zentimeter hohen und zwanzig Zentimeter langen gestempelten Goldbarren.

Jon schnappte nach Luft. »Glaubst du mir jetzt, Pat? Mensch, Goldbarren! Weißt du, dass die alte Hexe O'Sheehy uns vorausgesagt hat, ein goldener Traum würde wahr werden?«

»Nichts als heidnischer Unfug, Jon. Wenn Vater wüsste, dass du und die Mädchen euch von Mutter O'Sheehy die Zukunft habt vorhersagen lassen, würde er euch wahrscheinlich windelweich prügeln.«

»Ja und? Schließlich weiß er es nicht. Aber das hier ist Gold, Pat – echtes Gold!«

»Richtig, und wir werden so viel Reichtum nie mehr im Leben so nahe kommen. Und jetzt lass es gut sein! Das Zeug gehört uns nicht. Es ist Eigentum der Vereinigten Staaten von Amerika.«

»Woher willst du das wissen? Es könnte ebenso gut irisches Gold sein.«

»Oder englisches. Jedermann kann als Besitzer infrage kommen.«

»Sage ich doch! Jedermann!«

»Aber nicht wir, mein Freund.«

»Warum nehmen wir nicht einfach einen Barren heraus und verrammeln den Deckel? Wir hätten nie wieder Sorgen, Pat! Wir müssten drüben in den Staaten nicht einmal arbeiten, und der ganzen Familie ginge es gut – einschließlich Tante Eliza und ihren Leuten. Wir wären echte Millionäre ...«

»Schluss damit. Schalt mal dein Gehirn ein! Erstens wäre es Diebstahl, und das ist eine Sünde, falls du es vergessen haben solltest. Zweitens würden wir lebenslänglich hinter Gittern landen, wenn sie es herausbekommen, was nur fünf Minuten dauern würde. Du weißt ebenso gut wie ich, dass in New York unser Gepäck durchsucht wird. Und drittens: Ist dir klar, wie schwer dieses Ding hier ist? Da – probier mal!« Ächzend legte Pat den Barren in Jons Arme.

»Kinderleicht!« Jon hob den Goldbarren mit beiden Händen hoch. »Siehst du?« Aber dann setzte er ihn doch ziemlich schnell wieder ab. Pat hatte Recht. Der Barren war wirklich unglaublich schwer.

»So, und jetzt machen wir den Deckel wieder zu und vergessen alles, was wir hier gesehen haben, Jon. Und dass du mir ja den Mund hältst! Nicht, dass wir noch eine Meuterei vom Zaun brechen! Was Cade-Armoy hier macht, geht nur die Gesellschaft etwas an. Wir haben damit nichts zu tun.«

Sie räumten Gold und Fisch in die Kiste und hämmerten den Deckel wieder zu. Patrick zog sich in seine Ecke zurück und überschlug die Anzahl der Kisten. Ein gutes Dutzend, schätzte er. Im Frachtraum der *Cormorant* wurde ein Vermögen transportiert, das einem kompletten Staatsschatz in nichts nachstand.

»Kein Wort, zu niemandem«, warnte Pat seinen draufgängerischen kleinen Bruder.

Als Louise die Gangway zu den Frauenunterkünften hinunterging, lief sie dem aufdringlichen Steward, dem Jon mit einem Suppenlöffel eins über den Schädel gegeben hatte, direkt in die Arme. Gibbing hatte auf sie gewartet.

»Hab ich dich!« Gibbing hielt sie fest und zerrte sie in einen unbeleuchteten Winkel. »Jetzt bezahlst du für das, was deine Brüder mir und meinen Kollegen angetan haben, Süße!«

»Lassen Sie mich los!« Louise bekam es mit der Angst zu tun. Keine Menschenseele weit und breit – sie waren allein im Dunkeln. »Ich informiere den Kapitän!«

Er lachte ihr ins Gesicht, während seine Hände ihren Körper erkundeten. »Der Kapitän genießt die Vorteile seines Jobs genau wie wir anderen auch. Einer wie dir würde er gar nicht erst zuhören!« Er schien aus dutzenden Armen, Händen und Beinen zu bestehen, mit denen er sie gegen die Wand drängte und ihre Röcke nach oben streifte. Louise kämpfte vergeblich. Er quetschte ihr Kinn zwischen seinen groben Fingern, zwang ihr Gesicht nach oben und

wollte sie gerade küssen, als plötzlich sein Kopf zurückgerissen wurde.

»Lassen Sie Miss Duigan los, Gibbing, und zwar plötzlich! Ich enthebe Sie mit sofortiger Wirkung aller Ihrer Aufgaben. Bis zu unserer Ankunft in New York bleiben Sie in den Mannschaftsunterkünften. Ich werde Kapitän Hargrave umgehend informieren und einen Bericht an die Handelskammer schicken, sobald wir angekommen sind. Sie werden nie wieder auf einem Passagierschiff angeheuert, das verspreche ich Ihnen, junger Mann!«

Gibbing schlich davon.

»Oh, Mr O'Duffy!« Louise fühlte sich unglaublich erleichtert. Sie strich ihre Röcke glatt und schob die verrutschte Haube zurecht. »Ich danke dem Herrn im Himmel, dass Sie gerade noch rechtzeitig vorbeigekommen sind. Ihnen danke ich natürlich auch«, fügte sie hastig hinzu.

Sie war auf dem Rückweg von einem Spaziergang mit ihrem Vater auf dem Oberdeck gewesen. Mit ihren vom salzigen Wind zart geröteten Wangen und den rauchblauen, von dichten, schwarzen Wimpern gesäumten Augen bot sie ein Bild schönster, weiblicher Unschuld. Charles O'Duffy verstand durchaus, warum die halbe Mannschaft hinter dem jungen Mädchen her war. Er hob ihren Schal auf und reichte ihn ihr.

»Ist alles in Ordnung mit Ihnen, Miss Duigan?«

»Ja, vielen Dank.«

»Im Namen meiner Gesellschaft möchte ich mich in aller Form bei Ihnen für diesen Vorfall entschuldigen.«

»Er hat mir nur schreckliche Angst eingejagt. Aber sonst ist nichts geschehen.«

»Nun, er wird die weitere Reise unter Arrest verbringen und Ihnen nicht mehr zu nahe treten. Und falls ein anderer dieser kleinen Gauner auf die Idee kommen sollte, Sie zu belästigen, lassen Sie es mich wissen. Solche Dinge dürfen

an Bord nicht passieren. Unsere weiblichen Passagiere sollen sich jederzeit bei uns gut aufgehoben fühlen.«

»Ich danke Ihnen, Mr O'Duffy. Ich bin sicher, dass die Gefahr gebannt ist. Wann werden wir in New York ankommen?«

»Wenn das Wetter hält, in etwa zwei bis drei Tagen, Miss Duigan.« Und damit wandte er sich ab und ging seiner Wege - ein geheimnisvoller, ruhiger Mann, der immer zur rechten Zeit am rechten Ort zu sein schien. Louise schätzte ihn auf Mitte dreißig. Mit seinem sandfarbenen Haar und den dunklen Augen war er kein besonders auffälliger Mensch, doch seine eher untersetzte Gestalt strahlte eine wohltuende Ruhe aus. Dieser Gentleman stand wirklich auf Seiten der Frauen, dachte Louise dankbar.

Noch zwei Tage bis New York! Voller Hochstimmung bereiteten sich die Passagiere auf das Ende der Reise vor.

Doch dann nahm das Schicksal die Fäden in die Hand.

Kurz vor der Ankunft im sicheren Hafen fiel das Barometer. Sturmwolken verdunkelten den Himmel, Wellenberge türmten sich auf. Und um das Maß voll zu machen, fielen mitten im schlimmsten Sturm die Maschinen der *Cormorant* aus. Anderthalb Tage lang wurde das Schiff hilflos wie eine Nusschale von Wellen und Strömung immer weiter vom Kurs abgetrieben. Als der Sturm schließlich abflaute und das Meer wieder spiegelglatt und unschuldig um den Bug spielte, fand sich die *Cormorant* vor der Küste von Neuschottland wieder, weit weg von New York. Kapitän Hargrave tat sein Bestes, die Passagiere zu beruhigen. Er verkündete, dass die Schiffsingenieure Tag und Nacht arbeiten würden, um das Schiff wieder manövrierfähig zu bekommen, und sie nur wenige Tage nach dem geplanten Termin in New York an Land gehen könnten.

In dieser Nacht jedoch, als alle tief und fest schliefen, erschütterte eine schwere Explosion den Rumpf des Schiffes. Alarmglocken schrillten. Verschlafene Menschen taumelten zu den Rettungsbooten. Alle glaubten an eine Übung. Es mangelte an Schwimmwesten und Rettungsbooten für alle Passagiere - und es handelte sich nicht um eine Übung.

»Was ist passiert? Ein Zusammenstoß? Ein Eisberg?« Die Crew wusste keine Antworten auf die Fragen der verängstigten Menschen. Die Passagiere wurden angewiesen, das Schiff zu verlassen. Nur die Flammen, die aus dem riesigen Loch mitten im Rumpf des Schiffes schlugen, erhellten die Nacht. Menschen stolperten durcheinander. Die meisten trugen lediglich ihre dünnen Nachthemden. Panik machte sich breit.

Die Maschinen der *Cormorant* hatten der wochenlangen Höchstbelastung nicht standgehalten und waren explodiert. Nicht nur, dass das Schiff völlig überaltert war, es war auch nicht für Transatlantikrouten gebaut.

Eisschollen krachten gegen den brennenden Schiffsrumpf. Um diese Jahreszeit gab es auf der Route nach New York kein Eis mehr, doch sie waren weit nach Norden abgetrieben worden.

In ihrer Angst begannen die Menschen zu singen.

Louise und Meg blieben nah beieinander. Sie hörten Patrick und ihren Vater nach ihnen rufen, konnten sie in der Dunkelheit jedoch nicht entdecken. Die nachrückende Menschenmenge drängte sie gegen die Reling, was sich als Glück für sie herausstellte. Das Rettungsboot auf ihrer Seite wurde in die tintenschwarze See hinabgelassen.

Meg zögerte. Auf keinen Fall wollte sie ohne ihre Familie die Eisenleiter ins Ungewisse hinuntersteigen. Doch Louise nahm sie in den Arm. »Alles wird gut, Meg. Alles wird gut ...«

»Es geht nicht um mich, Louise. Was ist mit den Jungs? Ich mag sie nicht zurücklassen!«

»Gott ist mit ihnen, und mit uns.«

Gottes Antwort bestand im Erscheinen von Mr O'Duffy.  
»Und jetzt ab ins Boot. Sofort! Nein, Miss Duigan, Sie brauchen nicht zu warten. Bringen Sie sich in Sicherheit. Ihrer Familie geht es gut. In der Nähe ist ein Schiff, das bereits auf unsere Notsignale geantwortet hat. Allen wird geholfen. Und jetzt gehen Sie. Erst Sie, dann Ihre Schwester. Ich helfe ihr ins Boot.«

Louise wusste nicht, wie ihr geschah, doch irgendwie halfen ihr viele Hände hinunter ins Boot. Meg kam in den Armen eines kräftigen Matrosen nach, der sich sofort in die Riemen legte und das Rettungsboot aus dem Gefahrenbereich der sinkenden *Cormorant* brachte.

Rings umher war nichts als Flammenmeer. Louise wurde Zeuge, wie der Rumpf des Schiffes sich beinahe senkrecht aufrichtete. Verzweifelte Menschen klammerten sich an alles, was nach Rettung aussah.

»Mein Gott ... nein!« Wie von Sinnen schrie Louise nach dem Vater und ihren Brüdern. Eine Frau, die neben ihr saß, schlug ihr heftig mitten ins Gesicht und befahl ihr, aufzuhören; ihre Hysterie mache alles nur noch schlimmer. Endlich schloss eine sanfte Dunkelheit Louise gnädig in ihre Arme. Nie würde sie sich vollständig der Nacht erinnern, in der ihre Träume von einer goldenen Zukunft so grausam zerschmettert wurden.

## Kapitel 2

Vorsichtig hob Louise den Kopf vom Kissen. Wo war sie? Weißes Licht drang durch die Fenster und schmerzte ihre Augen. Neben ihrem Bett stand eine junge Frau mit feuerroten Haaren, grünen Augen und einem ermutigenden Lächeln. Über einem eng anliegenden schwarz-roten Kleid, das unmöglich eine Schwestertracht sein konnte, trug sie eine weiße Schürze.

»Ww ... wo ... was ...?« Louise hielt eine Hand an den Kopf.

»Na endlich! Jetzt ist sie wach«, freute sich Gertie Polowski.

»Wo bin ich?«

»Halifax.«

»Wie bitte?«

»Halifax, Neuschottland. Und ich bin die Gertrude Polowski. Sagen wir einfach, ich bin so etwas wie deine polnische Pflegerin, Louise. Aber nicht mehr lange. Ich komme hoffentlich bald hier raus und werd 'ne echte Lady, so wahr ich Gertie Polowski heiße ...«

»Ich habe Durst«, klagte Louise. Ihr Kopf tat weh.

»Trink das, das tut dir gut. Du hast nix mehr getrunken oder gegessen, seit du hier bist.«

»Seit wann bin ich hier?«

»Seit zwei Tagen, min Deern. Aber essen und trinken ging nicht, du hast die ganze Zeit geschlafen. Wie'n Dornröschen! So, und jetzt hopp, hinsetzen. Du musst schnell wieder gesund werden - mir zuliebe.«

Träumte sie? Verwirrt versuchte Louise, sich aufzusetzen. Wer war diese merkwürdige Frau, die so seltsam sprach und die alles über sie zu wissen schien?

»Woher kennen Sie meinen Namen?«

Gertrude Polowski hielt ihr eine dampfende Schüssel unter die Nase. Unwillig schob Louise sie beiseite. Der Geruch verursachte ihr Übelkeit. Das Gebräu roch nach Meer, und Louise erkannte kleine Krabbenaugen, die sie anstarrten.

»Das ist Fischsuppe. Hier gibt es immer nur Fischsuppe«, sagte Schwester Polowski. »Deine Lütte Schwester hat mir verraten, wie du heißt.«

»Meg? Wo ist sie?« Furchtsam blickte Louise sich um. Meg hatte sich auf einem Sessel am Fußende zusammengerollt und schlief, bis zum Hals in eine Decke gekuschelt, tief und fest. Louise begann zu weinen. Sie weinte vor Freude und Erleichterung, aber auch vor Trauer, Angst und Entsetzen. Zu viel war geschehen, und sie fühlte sich so schwach ...

Gertie Polowski stellte die Schüssel mit der Fischsuppe beiseite, setzte sich auf den Bettrand und nahm Louise in die Arme. »Nicht weinen, Lütte, sonst muss Gertie auch heulen. Meg ist bestens in Ordnung. Ihr habt Schwein gehabt, ihr beiden. Ganz viele sind umgekommen, als die *Cormorant* abgesoffen ist. Sie liegt jetzt tief unten zwischen den Klippen vor Sable Island. Viele haben's nicht geschafft. Ihr schon!«

»Ich wünschte, ich wäre auch tot«, weinte Louise. »Und Meg ebenfalls. Wenn es wirklich einen freundlichen und milden Gott gäbe, hätte er uns alle zusammen gehen lassen – samt meiner Mutter, die in Irland begraben liegt, meinem Vater und meinen Brüdern. Dann hätte wenigstens niemand trauern müssen.«

»Mensch, min Deern, was redest du da bloß?« Unbehaglich rutschte Gertie hin und her, dann griff sie in die Schürzentasche und förderte ein Fläschchen zutage. »Trink mal ein Schlückchen davon, dann geht's dir gleich besser. Bestimmt.«

»Was ist das?«

»Medizin«, erklärte Gertie und hielt die Brandyflasche an Louises Lippen. Louise schluckte, würgte und hatte das Gefühl, als ob ihr jemand ein flammendes Schwert in die Kehle gestoßen hätte. Ihr Husten weckte Meg auf, die sich schläfrig aus ihrem Sessel aufrappelte und neben Louise unter die Decke kroch.

»Ich dachte, du würdest sterben ...«

»Immer mit der Ruhe, ihr lütten Iren-Mädchen«, sagte Gertie, »in diesem kleinen Krankenhaus quatscht niemand vom Tod, so lange ich da bin. Hier geht es allen Leuten immer nur besser, nie schlechter. Und außerdem wissen wir doch noch gar nicht, ob euer Vater und eure Brüder wirklich tot sind. Kapitän Lindewens ist noch immer auf der Suche. Er und die Fischer aus der Umgebung haben schon 'ne Menge Leute gerettet, und viele haben sich auch selbst retten können. Bestimmt werden eure Verwandten bald gefunden, und dann erfahren sie, wie gut ihr beiden Deerns bei Gertie Polowski in Halifax untergebracht seid.«

»Erinnerst du dich überhaupt noch an etwas?«, fragte Meg. »Du bist immer wieder eingeschlafen. Ich dachte schon, du wachst nie mehr richtig auf.«

»Nein, Meg, ich erinnere mich an nichts mehr. Was ist denn mit uns passiert?« Gerties Medizin hatte eine beruhigende Wirkung auf Louise. Sie lehnte sich in ihre Kissen zurück und bat darum, dass man ihr erzählte, was geschehen war und wer sie gerettet hatte.

»Sie sagen, dass dein Erinnerungsvermögen zurückkommt. Du hattest einen Schock«, erklärte Meg.

»Wer sagt das?«

»Der Arzt. Willst du, dass ich ganz von vorn anfangen?«

»Ja, bitte.«

»Eine dicke fette Frau, die im Rettungsboot zwei Plätze belegte, hat dich ins Gesicht geschlagen, weil du noch einmal aussteigen wolltest, um nach Vater, Pat und Jon zu suchen. Alle hatten Angst, dass du das Boot kippen könntest, weil du so hysterisch warst – aber dann wären

auch wir umgekommen. Du musst schreckliche Angst gehabt haben, denn sonst benimmst du dich nie so. Du bist immer nur ruhig und besonnen. Nach Mutters Tod warst du diejenige, die uns zu Hause in Irland das Gefühl von Geborgenheit gab. Wir haben dich gebraucht, Louise, und wir brauchen dich heute noch. Vor allem ich. Aber als ich sah, was mit dir los war, musste ich deinen Platz einnehmen. Ich wurde DEINE große Schwester.«

»Liebe, kleine Meg!« Louise drückte Megs Hand, und die beiden Schwestern kuschelten sich behaglich unter die warmen Decken.

»Es war schrecklich kalt. Es fror Stein und Bein.« Meg zitterte und rückte noch näher an Louise heran. »Nie wieder möchte ich solche Kälte spüren.«

»Ach, Meg, es tut mir so leid, dass ich ausgerechnet in dem Moment versagt habe, als du mich am meisten brauchtest.«

»Du konntest doch nichts dafür. Irgendjemand, der nach dir ins Rettungsboot stieg, warf eine Tasche hinunter und traf dich am Kopf. Du bist umgefallen wie ein Stein. Ich dachte, du wärest tot. Erst viel später, als Kapitän Lindewens uns schließlich mit seinem Schiff rettete, tröstete mich sein Schiffsarzt, du hättest lediglich eine Gehirnerschütterung, aber auch der Schock und die extreme Kälte würden dir zu schaffen machen. Er versprach mir, dass du durchkommen wirst. Wir bekamen Decken und heiße Suppe und ich kümmerte mich um dich, bis wir hier in Halifax anlegten und du in Gerties kleines Krankenhaus verfrachtet wurdest. Hier kommen nur die ernstesten Fälle hin; die anderen sind bei großherzigen Mitbürgern untergebracht, die Schiffbrüchigen ein Dach über dem Kopf zur Verfügung stellen. Und seither sorgt Gertie für uns.«

Es schien, als müsste sie vielen Menschen dankbar sein dafür, dass sie ihr Leben gerettet hatten, schoss es Louise durch den Kopf. Wenn sie nur wüsste, wo Vater und die

Brüder waren. *Lieber Gott, bitte lass sie nicht ertrunken sein. Bitte gib, dass Kapitän Lindewens sie ebenfalls gefunden hat ...*

Gertie genehmigte sich einen Schluck aus der Medizinflasche. »Das Krankenhaus gehört nicht mir, mine lütten Deerns, sondern der Seefahrer-Mission. Aber Kapitän Lindewens brauchte noch'n paar Hände zum Zupacken, weil's so viele Leute erwischt hat. Eines Tages, wenn ich reich geworden bin, stifte ich der Stadt 'n richtiges Hospital. Aber dann werde ich der Boss, und nicht nur unbezahlte Krankenschwester.« Sie steckte den Stöpsel auf die Flasche und wurde wieder ganz pflichtbewusst. »So, Lütte, und jetzt tust du mir den Gefallen und isst was von der Suppe, damit du wieder zu Kräften kommst. Du hattest 'nen Schock, und das ist was Ernstes. Ich kenn mich da aus. Aber wenn du die Suppe wirklich nicht magst, dann bringe ich dir 'ne Milchsuppe.«

»Ich glaube, das wäre mir lieber«, sagte Louise und fragte sich, was für eine seltsame Welt das war, in der sie und Meg da gelandet waren.

Am folgenden Morgen brachte eine Krankenschwester – dieses Mal handelte es sich um eine Schwester vom Orden der Heiligen Katharina – einen hoch gewachsenen, blonden, bärtigen Mann in Louises Zimmer. Kapitän Lindewens sah, wie viele typische Norweger, wie ein echter Wikinger und zudem extrem gut aus. Louise schätzte ihn auf etwa Mitte vierzig; die erste Jugend hatte er jedenfalls hinter sich. Sie verstand selbst nicht, warum sie diese Tatsache ein wenig bedauerte.

Schwester Barbara präsentierte den in eine adrette Uniform gekleideten Kapitän des norwegischen Frachtschiffes Rossvehn in aller Form und zog sich dann als Anstandsdame diskret in den Hintergrund zurück. Gertie würde ihren freiwilligen Dienst erst nachmittags